

Kurzt & kritisch



Sprengen spielend die Enge: Autor Suter (l.), Musiker Eicher. Foto: Walter Bieri (Keystone)

Konzert
Martin Suter und Stephan Eicher ergänzen sich ideal

Martin Suter, mit Ironie in der Stimme und Schalk im Blick, liest am Stehpult die Geschichte ihrer Freundschaft vor. Wie er Stephan Eicher kennen lernte in einer zerklüfteten Felslandschaft auf dem «Gurgelstuf», einem Ausläufer des Pfeutistels. Eicher war gerade dabei, eine perfekte Quarzgruppe, auf die er sich um ein Haar gesetzt hätte, aus dem Granit zu befreien. Suter, der «nie ohne Flüstel und Spitzmeissel» unterwegs ist, wie er im Smoking im ausverkauften Volkshaus Zürich erklärt, bietet seine Hilfe an. Zwei passionierte Strahler haben sich in der Einsamkeit des Schweizer Hochgebirges gefunden. Als Eicher auf einmal zum Gipfel des Gurgelstuf schaut, fragt er: «Siehst du das dort oben? Ganz weit oben?» «Was ist das?» «Weiss nicht.»

Dann setzt Stefan Eicher mit seiner Band ein und gibt gleich zu Beginn des

poetisch-musikalischen Abends den Ton an: Verspielt-lyrisch, leicht melancholisch gibt er die Stücke, die Martin Suter in Dialekt für das gemeinsame Songbuch verfasst hat. «Weiss nid, was es isch» ist die Antwort auf die Frage nach dem, was sich ganz oben befindet. Die kreativen Schweizer, die über die Landesgrenzen hinaus bekannt sind, geben als Grund ihres schöpferischen Tuns eines an: «Wir beide verstehen die Welt nicht.»

Dies nimmt Stephan Eicher, locker auf einem Barocker sitzend, gerne auf und singt von der Liebe («Nur um di»), der Verlorenheit in einer Provinzbeiz, in der es nach Rösti riecht («Wägg vom Zürich erklärt, bietet seine Hilfe an. Zwei passionierte Strahler haben sich in der Einsamkeit des Schweizer Hochgebirges gefunden. Als Eicher auf einmal zum Gipfel des Gurgelstuf schaut, fragt er: «Siehst du das dort oben? Ganz weit oben?» «Was ist das?» «Weiss nicht.»

Dann setzt Stefan Eicher mit seiner Band ein und gibt gleich zu Beginn des

der Bühne seinen leisen Klang unter die Songs legte, fühlte man sich wie bei einer Messe: Es war berührend, traurig - und erhabend.

Das Duo Suter/Eicher ergänzte sich ideal: der zurückhaltende Schriftsteller, der sich in seinen Geschichten entfaltet, ja befreit (und Mundharmonika spielt), der tänzelnde Chansonnier, der eine den Texten angemessene Musiksprache findet. Da legt sich getragene Wehmut auf die Ironie - eine Mischung, welche die beschriebene Enge spielend sprengt. Die Kunst allein ist es, die Antworten geben kann auf die grossen Fragen nach dem Warum. Das «Song Book», das die Ästhetik dazu liefert und das Suter und Eicher in ihren zumeist ausverkauften Konzerten vorstellen, ist modernes Schweizer Liedgut auf hohem Niveau.

Guido Kalberer
Konzerte in Zürich: 2. 3., Volkshaus. 4. 3., Kaufleuten. 7. 6., Landesmuseum. Und vom 12. bis 14. II. in der Halle 622 in Oerlikon.

Filmbuch
Die Zeit des Bildes:
Die Frühzeit des Kinos

Als das Kino noch jung war, aber schon hinaus über seine Kindertage, hat Abel Gance, der grosse französische Regisseur von «Napoleon», in einem Essay geschrieben: «Die Zeit des Bildes ist angebrochen.» Heute klingt dies ein wenig, als riefe Gandalf der Weisse das vierte Mittelirdische Zeitalter aus, man erinnere sich an den dritten Teil von «Lord of the Rings»: «Jetzt kommen die Tage des Königs.» Aber 1927 war das Pathos noch nicht postmodernes Zitat geworden, der Glaube an den Film als die kommende Kunst der Zeitaugenzeugenschaft war noch kaum angekränelt - und das Nachdenken übers Kino die reine Poesie. Die Sprache dampfte von Visionen, insbesondere in Frankreich, das ja Erfinderrechte beanspruchte.

In diesen Dampfkessel des Theoretisierens wirft eine sorgfältig zusammengestellte historische Anthologie einen gründlichen Blick. Sie heisst wie Abel Gance' Essay damals; und sie versammelt Beiträge eminenten französischer Intellektueller, Künstler und Filmkritiker, die zwischen 1906 und 1929 - wiederum mit Gance zu reden - am «Evangeliem für morgen» schrieben und am Regularium des «grossen Films». Wohlgeordnet ist das alles zum lebendigen Diskurs, zu Rede und Widerrede. Versehen ist es mit einem ausgedehnten biographischen Personenregister und tadellosen Quellen- und Referenzapparaten. Dazu analytisch miteinander verbunden und erweitert in kenntnis- und erkenntnisreichen Essays der Herausgeber.

Grösstes Vergnügen aber, ganz unwissenschaftlich und undiszipliniert und in geradezu romantischer Laune genossen, macht es, die denkende Fantastik bei der Arbeit zu erleben: die Mystiker von Zeitraffer, Zeitlupe und Grossaufnahme. Die Känder der Maschine mit Seele, also des «photogenialen», intelligenten Kineamatografen, der bewegte Wirklichkeiten zur Kunst übersteigert. Die Schwärmer vom «ganzen Leben des Traums» und vom «ganzen Traum des Lebens», wie sie im Kino gewiss einmal erscheinen würden. Und jene, die dem Film die Herstellung von Völkerverständigung und Weltfrieden zutrauen. Reine Seelen waren das, in ihnen muss etwas von Don Quijote de la Mancha überlebt haben, der angesichts einer noch nicht kunstgewordenen Realität zu Sancho Pansa sagte: «Ach, mein Freund, so ist das Leben, nur dass es jenes, das wir im Theater sehen, nicht aufwiegt.»

Christoph Schneider
Margrit Tröhler und Jörg Schweinitz (Hg.): Die Zeit des Bildes ist angebrochen. Französische Intellektuelle, Künstler und Filmkritiker über das Kino. Eine historische Anthologie 1906-1929. Alexander, Berlin 2016. 768 S., ca. 50 Fr.

Nachrichten

Film

Georges Schwizgebel wird mit Filmpreis 2018 geehrt

Das Bundesamt für Kultur ehrt den Animationsfilmer Georges Schwizgebel für sein Lebenswerk und verleiht ihm den Ehrenpreis des Schweizer Films 2018. Die Verleihung findet am 23. März in der Halle 622 in Oerlikon statt; Simonetta Sommaruga ist als Vertreterin des Bundesrates geladen. Schwizgebel sei ein «Maler der Leinwand», dessen «weit ausholende Kamerabewegungen» «alle zeitlichen und räumlichen Grenzen» überwinden würden, teilt die Nominierungskommission mit. 2002 und 2016 hatte der heute 73-jährige Jurassier jeweils den Schweizer Filmpreis für den besten Animationsfilm gewonnen. (TA)

Sponsoring

Julius Bär steigt als Sponsor bei der Elbphilharmonie ein

Die Schweizer Privatbank Julius Bär ist neuer Haupt Sponsor der Elbphilharmonie Hamburg. Die Bank tritt damit an die Seite von BMW, Montblanc und SAP. Insbesondere fördert die Bank den Internetauftritt «Elbphilharmonie Blog & Streams» des Konzerthauses. Dort gibt es Hintergrundgeschichten und Künstlerinterviews sowie Konzerte via Livestream oder als Video-on-Demand. (TA)

Theater/Oper

Regisseur Hans Neuenfels denkt ans Aufhören

Gegenüber der «Berliner Zeitung» erklärte der Regisseur Hans Neuenfels, dass die Salzburger «Pique Dame» wohl seine letzte Produktion sein werde: «Ich habe genug gemacht.» Der 77-Jährige hat in seiner langen Karriere einige Aufführungen verursacht: etwa mit geköpften Religionsführern in seinem Berliner «Idomeneo» oder mit Ratten im Bayreuther «Lohengrin». (TA)

Der Mann mit dem untrüglichen Blick für das Graue und Harte

Der deutsche Fotograf Peter Bialobrzeski versucht gerade, Zürichs Groove abzubilden.

Paulina Szczesniak

Der Mann hat zwei World Press Photo Awards gewonnen und weit über ein Dutzend Fotobücher bei hochkarätigen Verlagen publiziert. Und jetzt - und jetzt - über den Laptop gekrümmt in einem schmucklosen Zimmerchen am Zürcher Sihlquai und trinkt kalt gewordenen Cappuccino. Klingt desolat, ist aber Peter Bialobrzeskis Künstleralltag. «Der ist nicht so aufregend, wie man sich das vielleicht vorstellt», meint der 56-jährige Deutsche grinsend. Und auch sonst kommt er, den man durchaus als Star bezeichnen könnte, wahnsinnig unpräzise rüber. Hose, T-Shirt, Jacke, Schuhe: alles ist grau-braun und etwas verwachsen, das Haar langsam schütter. Zwischen dem Gehäuse seiner Fotokamera und dem Objektiv klemmt ein Stück Karton. «Das Ding ist einer Studentin von mir mal runtergefallen, seither hält es nicht mehr so gut», erklärt er. Es scheint ihm nicht gross zu stören.

Wenn man das alles mitbekommt, wundert man sich ein bisschen weniger, dass Romano Zerbini, Mastermind der Photobastei, es geschafft hat, Bialobrzeski nach Zürich zu holen. Für eine ganze Woche! Und das so, dass jeder, der will, ihm beim Arbeiten zusehen kann. «Zürich Diary» nennt sich das Fotobuchprojekt, an dem der Fotograf währenddessen arbeitet. Es geht - wie schon im «Cairo Diary», im «Athens Diary» und in den weiteren vier Bänden der Reihe - darum, die Stadt so abzubilden, wie sie wirklich ist. Sprich: weder beschönigend noch dramatisierend. «Den Groove von Zürich einzufangen», nennt es Bialobrzeski.

Und wie klingt der? «Listen to the music!», lacht der Fotograf und zeigt mit dem Kinn auf ein A3-grosses Bild, das sich leise surrend Millimeter um Millimeter aus einem grossen Drucker schiebt. Darauf: die Avia-Tankstelle in Wollishofen, auf deren Dach ein riesiger aufblasbarer Lindt-Hase montiert ist. An den Bildrändern sieht man noch ein Stück einer Spar-Filiale und ein graffitiüberzogenes Lagergebäude, dahinter ragt ein trister Wohnblock in die Höhe. Ein typischer Bialobrzeski, denkt man: verschiedene Architekturebenen, die sich über und ineinanderschoben, dazu dieses fast irritierend helle Licht. Und natürlich: ein denkbar hässliches Sujet.

«Es stimmt schon, ich habe eine Affinität zu stadtplanerischen Verbrechen», gibt Bialobrzeski zu. «Mein unbequemer Geist scheint alles Rosamunde-Pilcher-Artige auszusortieren.» Sein Glück: Mit



Das Foto vom Lindt-Hasen ist typisch für Bialobrzeski: Verschiedene Ebenen, helles Licht, hässliches Sujet. Foto: Samuel Schalch

dieser Haltung ist er berühmt geworden. Kurz nach der Jahrtausendwende hatte er von zahllosen Reisen in die Metropolen Südostasiens Bilder mitgebracht, die die urbane Realität zwischen Nagelhäusern und Wolkenkratzern schonungslos dokumentierten. «Neon Tigers», die daraus entstandene Publikation, ist immer noch sein bestverkauftes Buch. Kein Wunder: Die Bilder schaffen es scheinbar spielend, der Grosstadtgrässlichkeit etwas erschütternd Schönes abzurufen.

Er mag die Städte menschenleer

Und nun ist also Zürich dran. Das Bialobrzeski sehr gut kennt, übrigens, weil gute Freunde von ihm «seit Ewigkeiten» hier wohnen. Bei denen ist er auch jetzt wieder untergekommen; im Budget der Photobastei liegen Übernachtungen im Edelhotel nicht drin.

Bialobrzeski ist es recht, er freut sich, etwas Zeit mit seinen Freunden zu verbringen, vielleicht mal für sie zu kochen, «indisch, das kann ich ganz gut, danach etwas Netflix und zack ins Bett». Mor-

gens muss er früh raus, weil er die «Übergangsstimmung» liebt, jene Stunde, wenn die Nacht noch nicht ganz im Tag angekommen ist und die Lichter überall noch an sind. Zudem sind dann nur wenige Menschen unterwegs, das gefällt ihm. Er mag seine Städte menschenleer, und «wenn da Leute drauf sind, dann nicht als Individuen, sondern als Bewohner».

Ganz früh am Tag ist er also unterwegs und gegen Abend nochmals, dazwischen wertet er aus, was er schon eingefangen hat. Das Räumchen, das ihm dafür in der Photobastei zur Verfügung steht, ist dann für alle offen. Während Bialobrzeski sein Material am PC bearbeitet und der Drucker Bilder ausspuckt, die dann als kleine Ausstellung an die Wand kommen, bleibt genug Zeit für ein Schwätzchen; dabei fällt auf, dass er ebenso gern Fragen stellt, wie er sie beantwortet.

Etwa zehn gute Bilder schafft Bialobrzeski pro Tag. Das ist viel, er arbeitet wahnsinnig schnell - «muss ich auch, bei der Kälte!» Als wir ihn nach dem Treffen

in der Photobastei noch auf einem Streifzug durch den Chräis Chiäl begleiten (für den er sich noch rasch Thermowäsche, Skihosen und ein Extrapaar Socken montiert), geht alles ruck, zuck! Stativ positioniert, Bildausschnitt gemacht, abgedrückt.

Und natürlich sind es auch hier wieder jene Orte, wo das Glänzende, Neue das Alte weggentrifiziert, die ihn interessieren. Ein politisches Statement? «Ach, weisst du, wenn man mitten während der Anti-Atomkraft-Bewegung politisiert wurde, dann kann man wohl nicht anders.» Ausserdem, was heisst schon politisch. «Wenn Ai Weiwei Flüchtlingsbilder aufs Times-Titelblatt hievt - was bringt das? Wir wissen doch alle, dass es Scheisse ist, was in Syrien und anderswo passiert. Und was tun wir? Packen uns einen Osterhasen auf die Tanke.»

Bis und mit Sonntag, 4. März, lässt sich Bialobrzeski täglich zwischen 11 und 16 Uhr über die Schulter blicken. Photobastei, Sihlquai 125, 3. Stock.

Das Ungeheuer sitzt mit am Tisch

In Adam Hasletts neuem Roman «Stell euch vor, ich bin fort» kämpfen die Figuren verzweifelt um den Bestand ihrer Familie - von der sie ruiniert werden.

Christoph Schröder

Kurz vor Weihnachten treffen sich alle im Haus von Margaret: Michael und Alec, ihre beiden Söhne, und Celia, die Tochter. Celia hat Paul mitgebracht, ihren Freund. Schon beim Essen im Restaurant kommt es zu Spannungen: Das Essen ist Margaret zu teuer, obwohl sie es gar nicht selbst bezahlen muss. Als dann die Rechnung kommt, wird Alecs Kreditkarte zurückgewiesen. Später am Abend tauschen sie im Wohnzimmer kleine Gehässigkeiten aus. Und irgendwann, kurz bevor man zu Bett geht, sagt Paul den entscheidenden Satz: «Ihr seid alle verrückt.»

Adam Haslett benutzt in seinem zweiten, in den USA hochgelobten Roman, das Muster des klassischen Familienromans, um eben dieses Muster zu durchkreuzen und auszuhöheln. Gleichzeitig baut Haslett einen erzählerischen Bogen über fünf Jahrzehnte hinweg auf.

Im Zentrum steht indes eine Krankheit. John und Margaret lernen sich zu Beginn der 1960er-Jahre in London auf einer Party kennen. Sie ist Amerikanerin, er stammt aus einer englischen Familie, in der Konventionen über allem stehen. Die beiden verlieben sich ineinander und beschliessen, zu heiraten. Als Margaret nach einem kurzen Aufenthalt in der USA zurück nach England kommt, ist John mit einer schweren Depression in einer Klinik. «Höchst unerfreulich», nennt die Mutter die Erkrankung ihres Sohnes. Margaret trifft dennoch die schwerwiegende Entscheidung, John zu heiraten. Die beiden bekommen drei Kinder: Michael, Celia und Alec.

Alle leiden unter Depressionen Das ist die Vorgeschichte der eigentlichen Handlung, die Adam Haslett in Rückblenden aus Margarets Erinnerung heraus erzählt. Überhaupt leidet «Stell euch vor, ich bin fort» keinesfalls an einem Mangel an technischer Versiertheit und kompositorischer Raffinesse. Haslett erzählt aus fünf Perspektiven, Figuren; kommt ihnen wechselweise sehr nahe und kommentiert dann das Geschehen aus der Vogelperspektive. Das ist immer dann effektiv, wenn es Haslett gelingt, die Depression als Da-

seinsurgrund aller seiner Figuren darzustellen, ohne dabei plakativ zu werden.

Dass die Geschichte mit einem katastrophischen Ereignis endet, weiss man von Beginn an. In die Schilderung der Familienferien in den 1970er-Jahren streut der Autor kleine Anzeichen, die sich erst im Nachhinein als Warnsignale deuten lassen. Johns Antriebslosigkeit. Seine Unfähigkeit, in bestimmten Situationen adäquat zu reagieren. Seine Weigerung, Konflikte anzunehmen. Seine berufliche Unrast.

Die Depression hat die gesamte Familie im Griff. Sie hat sich hineingeböhrt in das Denken und Handeln aller. Die entscheidenden Ereignisse werden mit der grösstmöglichen Beiläufigkeit erzählt. «Stell euch vor, ich bin fort», sagt John bei einem Bootsausflug zu Celia und Alec, überlässt ihnen das Ruder und stellt sich schlafend. Nicht allzu lange darauf wird John wirklich fort sein, und seine Familie muss mit dem Trauma des Verschwindens zurechtkommen.

So überzeugend der Roman im Kern gedacht ist, so weitschweifig und redundant wird er allerdings immer dann, wenn es darum geht, die Lebenswege der Kinder durch die Jahrzehnte hinweg zu begleiten. Deren Alltagsprobleme werden in aller Ausführlichkeit und auch ohne Furcht vor Stereotypen aus-

gewalzt. Eine Neigung, die sich schon in Hasletts Debüt «Union Atlantic» bemerkbar machte.

Alle Kinder sind weit entfernt von einer geradlinigen Biografie. Celia flieht an die Westküste und arbeitet mit gestrauchteten Jungendlichen, Alec steht als Reporter im Journalismus auf unsicheren Beinen. Michael schliesslich entwickelt sich zu einem lebensuntüchtigen Musiker. In ihm kondensiert sich das dunkle, pathologische Familienerbe. «Stell euch vor, ich bin fort» ist die Literatur gewordene Vorführung einer paradoxen Zwangslage, ein Roman, der von Menschen erzählt, die verzweifelt um die Aufrechterhaltung der Institution Familie kämpfen, obwohl es eben diese Institution ist, die sie aufrüst.

Am 1. März um 20 Uhr stellt Adam Haslett seinen Roman im Kosmos, Zürich, vor.

Adam Haslett
Stellt euch vor, ich bin fort.
Roman.
Aus dem Englischen von Dirk van Gunsteren.
Rowohlt, Hamburg 2018.
464 S., ca. 28 Fr.

Leser fragen

Was ist Loyalität?

Mich ärgern Leute, die Loyalität einfordern, etwa in Freundschaften. Ich meine, sie ist wie Dankbarkeit - ein Geschenk. Und was meinen Sie?
F.M.

Lieber Herr M.

Ich glaube, man kann Loyalität gut mit «Treue» übersetzen. Jedenfalls deckt das Wort Treue mindestens die zwei wichtigsten Aspekte der Loyalität ab: einerseits die Bindung an ein engeres persönliches Verhältnis zu jemandem; andererseits die Tatsache, dass die Vernunft es gebietet, mit beidem nicht zu übertreiben. Im Falle der Treue nennt man diese Übertreibung Nibelungentreue, eine Treue, die über Leichen geht. («Meine Ehre heisst Treue» war der Wahlspruch der SS.)

Sie haben recht, dass man Geschenke nicht einfordern kann. Aber man kann sie eben doch erwarten, so wie viele Leute Jahr um Jahr von bestimmten Menschen ein Geburtstagsgeschenk erwarten und irritiert wären, wenn es ausbleibt, auch wenn sie selbstverständlich wissen, dass sie keinerlei Anspruch darauf haben. So wie die Schenkenden ihrerseits eine gewisse Dankbarkeit erwarten dürfen, auch wenn sie diese niemals einfordern würden.

Aber auch wenn Loyalität also in gewisser Hinsicht durchaus in die Kategorie der «Geschenke» fällt, ist sie offensichtlich kein Geschenk völlig aus heiterem Himmel von Leuten, mit denen man nie zuvor etwas zu tun hatte. Wenn ich jemand Fremdem zur Seite stehe, wird er das möglicherweise freundlich, aber wohl kaum loyal finden. Zwar gehört zur Loyalität nicht unbedingt Freundschaft, wohl aber gehört zur Freundschaft Loyalität.

Offensichtlich blüht die Loyalität als menschliche Tugend am schönsten im gemeinhin als langweilig empfundenen Mittelmaass. Es ist gut, wenn man sich auf seine Freunde auch in schwierigen Situationen verlassen kann, und auch, wenn sie eine gewisse Verschwiegenheit

Peter Schneider
Der Psychoanalytiker beantwortet jeden Mittwoch Fragen zur Philosophie des Alltagslebens.



Senden Sie uns Ihre Fragen an gesellschaft@tagesanzeiger.ch

gegenüber den eigenen Fehlern an den Tag legen; aber es ist nicht gut, wenn sie einem jederzeit jedwedes Alibi geben würden. Man kann auch nicht von jeder Person dasselbe Mass an Loyalität erwarten; und ich möchte auch nicht jeder Person, mit der mich etwas verbindet, denselben Grad an Loyalität gewähren. Vor allem sollte man nicht mehr Loyalität erwarten, als man selber zu gewöhnen bereit ist.

Loyalität ist gut; aber sie scheint nur eine Halb-Tugend zu sein: wie wünschens- und lobenswert sie ist, hängt stark vom Kontext ab. Und, wie gesagt, vom Mass: Grenzenlose Loyalität ist eine Mafia-Tugend. Jede «Right or wrong - my party»-Loyalität ist verwerflich. Eine solche Loyalität ist ein Charakterzug von Auftragskillern und Parteibuchhaltern, die Spenden in unauffälligen weissen Umschlägen entgegennehmen. Darum finde ich Wörter wie «Parteifreunde» so schauerlich: Man muss nur ein wenig an der Fassade dieses Begriffs kratzen, und schon kommen über Opportunismus und Kumpanei zum Vorschein.

Winehouse-Demotape auf Youtube

Das Demo habe lange herumgelegen, nun habe er es auf Youtube gestellt, damit die Leute es endlich hören könnten. Das sagte Produzent Gil Cane diese Woche im Londoner «Camden New Journal». Gang veröffentlichte den Song «My Own Way», den Soulsängerin Amy Winehouse mit 17 Jahren eingesungen hatte. Die Veröffentlichung kommt überraschend, da die Plattenfirma von Winehouse die Demotapes der Sängerin systematisch vernichtet hatte. Winehouse lebte von 1983 bis 2011 und wurde mit Songs wie «Rehab» weltberühmt. (TA)

Anzeige

Alicja Kwade

8.2.-
6.5.2018

haus konstruktiv

Mit grosszügiger Unterstützung von C+B Schweizer-Stiftung
Museum Haus Konstruktiv, Seidmustrasse 25, 8001 Zürich
hauskonstruktiv.ch Di/Do-So 11-17h, Mi 11-20h